

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1887

13 (15.1.1887)

Die Militärvorlage im Reichstage.

Ueber die gestern im Reichstage vom Fürsten Bismarck gehaltenen Reden geben wir, in Ergänzung der telegraphischen Mittheilungen, nachstehend den ausführlichen Bericht der „Köln. Ztg.“ wieder. Der Reichstanzler sagte: Der Abgeordnete Richter hat, wie ich höre — ich bin zu meinem Bedauern verhindert gewesen, während seiner Rede anwesend zu sein —, in seiner heutigen Ansprache gesagt, es wäre nicht wahr, daß in der bulgarischen Frage die Presse der verschiedenen Oppositionsparteien einen Krieg mit Rußland verlangt habe. Er hat ferner gesagt: der Reichstanzler ist der bulgarischen Justiz durch diplomatische Noten in die Arme gefallen, um zu verhindern, daß die Hochverräter bestraft werden. Diese Aeußerungen nöthigen mich, Ihre Zeit, die ja sehr kostbar bemessen ist (Geierkeit), nochmals in Anspruch zu nehmen, was ich ursprünglich nicht beabsichtigte. Ich erlaube mir, hiermit der Öffentlichkeit diejenigen amtlichen Depeschen zu übergeben, die wir in Bezug auf das „in die Arme fallen der Justiz“ damals mit Sofia gewechselt haben. Ich theile Ihnen zunächst eine Instruktion aus Berlin vom 1. Sept. mit an Herrn von Salbern in Sofia: „Suchen Sie nach Möglichkeiten zu verhindern, daß Hinrichtungen stattfinden; die friedliche Erledigung der Krise würde durch solche wesentlich erschwert werden.“ Das ist ungefähr Alles. Darauf kommt eine Note, unterzeichnet Freiherr v. Tiedemann, Sofia, den 20. Sept.: „Ich habe die erforderlichen Schritte, um eine Hinrichtung zu verhindern, getan und günstige Aufnahmen gefunden. Jedemfalls bis zur Ankunft des Generals v. Kaulbars wird nichts Entscheidendes geschehen.“

Diese Mittheilung kreuzte sich mit einer diesseitigen Mittheilung vom 19. September. Der russische Geschäftsträger hat hier unter Mittheilung, daß die bulgarische Regiererschaft die in die Verschwörung vom 21. v. M. verwickelten Offiziere vor ein Kriegsgericht stellen, um deren Aburtheilung durch Exekution womöglich noch vor Ankunft des Generals v. Kaulbars herbeiführen zu können, um Gegenwehr in Sofia zu geben. „Euer Hochwohlgeboren wollen nach Einvernehmen mit Ihrem österreichischen Kollegen mündlich im Sinne meiner früheren Weisung sich abmachend aussprechen.“ Dann kommt eine Mittheilung von mir an Herrn v. Tiedemann vom 25. September: „Aus Ihrem Telegramm vom 22. hat der Reichstanzler mit Befriedigung erfahren, daß die Gefahr der Ausführung von Hinrichtungen beseitigt ist. Der Zweck der Ev. Hochwohlgeboren erteilten Instruktionen ist damit vollständig erreicht, da dieselben von Anfang an nur die Verhütung von Hinrichtungen im Auge hatten. Nach Ihren mir vorliegenden Meldungen darf ich annehmen, daß Ihre Aeußerungen sich innerhalb dieses Rahmens gehalten haben. Um den falschen Gerüchten auszuweichen und fortgeschrittener Blätter anders und schärfer entgegentreten zu können, bitte ich Ev. Hochwohlgeboren, mir ausdrücklich schriftlich zu bestätigen, daß Sie sich in Ihren Ansagen genau in den Grenzen der Ihnen erteilten Weisungen gehalten und sich demgemäß darauf beschränkt haben, von Hinrichtungen abzurathen.“ Wie sind auf diese Weise genügt, und gewissermaßen schon mit gerichtlichen Akten von Ministern und diplomatischen Agenten zu versehen, um uns zu vergewissern und uns gegen die ungläubliche und alles Maß überschreitende Verlogenheit dieser Sorte von Presse zu vertheidigen. (Anrede.) Herr v. Tiedemann antwortet: „Auf den Erlaß unter dem 25. d. M. beziehe ich mich zu erwidern, daß ich mich genau im Rahmen meiner Instruktion gehalten habe.“ Dann heißt es: „Zugewandte weitere Forderungen habe ich an die bulgarische Regierung nicht gestellt, sondern mich in anderen Fragen in Uebereinstimmung mit meinem österreichischen Kollegen gehalten. Die Hinausschiebung des Verfahrens, ist uns lediglich als Mittel zum Zweck nützlich erschienen. Wenn jetzt Beurtheilungen zum Tode stattgefunden hätten, so wäre bei der Aufregung des Offiziercorps für das weitere nicht zu bürgen gewesen. Zu Drohungen und zu scharfer Sprache hätte ich, auch wenn ich Auftrag dazu gehabt hätte, nicht einmal Gelegenheit gehabt, denn Karawelow gieng ohne weiteres auf meine Vorstellungen ein. Dem Minister des Auswärtigen gegenüber habe ich lediglich mein Gespräch mit

Karawelow wiederholt. Herr Stambulow sagte mir drei Tage später spontan, daß eine Amnestie erlassen sei; mit andern Bulgaren habe ich über die Sache nicht gesprochen.“ Es ist also einfach eine aus der Luft gegriffene Erfindung, die als Grundlage für Verdächtigungen und Verleumdungen der deutschen Regierung benutzt worden ist und die der Abgeordnete Richter zu meinem Bedauern aus der Presse, wo er sie wahrscheinlich gelesen, reproduziert hat. (Geierkeit.)

Was nun aber die Behauptung betrifft, daß die Presse nicht zum Kriege gegen Rußland gehetzt habe, so liegen mir da doch noch einige Beweisstücke vor, die ich nicht verfehlen möchte in die Öffentlichkeit zu bringen. Ich habe schon gestern eine Stelle aus dem „Berliner Tageblatt“ vorgelesen, welche einen gefundenen Krieg einem so krankhaften Frieden vorzieht. Ich führe ferner an die „Freisinnige Zeitung“ vom 28. August. (Der Reichstanzler verliest die betreffende Stelle. Seine folgenden, größtentheils sehr leise vorgetragenen Ausführungen bleiben auf der Tribüne leider unverständlich.) Glauben Sie denn, daß Sie mit solchen unglücklichen Phrasen Rußland auf seiner Bahn aufhalten, dieses Reich von 100 Millionen Einwohnern mit einer wehrhaften Armee einschlüchtern können? Die Leute erfahren das ja gar nicht, die lesen Ihre Reden gar nicht. Die „Volkszeitung“ vom 7. September führt aus, daß seinerzeit der Türkei ganz Europa, vor allen Dingen die deutschen Schwärmer gegenüber getreten seien. Gegen Rußland gebe es kein Europa, deshalb bliebe für Europa nur die eine Alternative, die uneingeschränkte Herrschaft der Krone und des Rubels. Wenn das keine Fügung zum Kriege ist, so weiß ich nicht, was man sonst so bezeichnen soll. Ich will gar nicht behaupten, daß der Artikelschreiber zu seiner Theilnahme für Bulgarien finanziell angeregt worden ist, und wenn es sich bloß um die Meinung dieser Artikelschreiber handelte, so würde ich mich mit der Sache ja gar nicht beschäftigen, aber alle liberalen und liberalen Zeitungen sagen das selbe, es muß also doch die ernsthafteste Meinung derjenigen Leute sein, welche die staatsmännische Führung der augenblicklichen Majorität haben und die vielleicht in drei Jahren die Majorität bilden werden, so daß vielleicht in drei Jahren die Majorität kommen und sagen kann: Jetzt führt Krieg mit Rußland oder wir streichen es und so und so viel von der Arme. (Anrede und Widerspruch links.) Die Mehrheit ist durch diese Pressstimmen vertreten, und diese Mehrheit könnte ja fortwährend Interpellationen gegen die Regierung loslassen. Man hat so etwas ja auch schon geplant, die Sozialdemokraten wollten den Anfang machen, aber es ist doch unterblieben, weil man, ich will nicht sagen, das Unthun, aber das Unhaltbare dieser Theorie doch schon allmählich erkannt hat; die Majorität hat recht rasch ihre Ansichten gewechselt. Heute hat man schon Bulgarien vollständig fallen gelassen. Einem so schwanlenben Robr gegenüber, wie diese Majorität ist, müßten wir darauf bestehen, daß die Grenzen der Arme nur in denjenigen Zeiträumen distinkt werde, mit denen Kaiser und Bundesrath einverstanden sind. Wenn es dazu kommen sollte, daß die Reichstagsmajorität in jedem Jahre über die Arme entscheidet, dann müßte es allerdings heißen: videant consules, videant imperator ne quid detrimenti capiat res publica!

Der Reichstanzler verliest einen weiteren Artikel der „Volkszeitung“ und bemerkt dazu, solche Herren, wie der Verfasser dieses Artikels bilden die Majorität des Reichstags. (Widerspruch links.) Kann ich vielleicht mit Sicherheit annehmen, daß die „Volkszeitung“ ganz außer Zusammenhang mit irgend einem der hier Abstimmen steht? Ich möchte wünschen, daß sie mit niemand in Zusammenhang steht. Der Reichstanzler verliest ferner einige Stellen aus der „Vossischen Zeitung“ und der „Germania“, in letzterem Blatte sei verlangt worden, den Rubel die Straße nach Konstantinopel zu verlegen. Wenn wir, bemerkt der Reichstanzler, nicht an Rußland grenzen, so würde jedermann diese Forderung absurd finden; dadurch aber, daß wir mit Rußland eine 200 Meilen offene Grenze haben, wird ja die Frage sehr viel offener und schwerer. England kann sich mit Rußland schlagen, ohne daß es eine Invasion zu befürchten braucht, aber für uns ist das etwas anderes. Wie kann man es verantworten,

den Frieden zwischen zwei benachbarten Staaten zu fördern, zwischen denen schon manche Verstimung künstlich genährt und geschürt wird? Das ist im Jahre 1867 bei der luxemburgischen Frage für uns gerade ein Grund gewesen, gegen Frankreich nachzugeben zu sein. Ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ist ja mit einem Feldzuge nicht abgemacht, derjenige, der im ersten Kriege geschlagen wird, wird nur darauf warten, sobald er kräftig genug dazu ist, einen neuen Krieg anzufangen. Wären wir geschlagen worden, so hätte ich vorausgesetzt, daß wir dasselbe thäten, was jetzt Frankreich thut. (Hört, hört!) Ich habe damals im Rathe des Königs gesagt: „Es handelt sich nicht um einen einmaligen Krieg, sondern um eine ganze Reihe von Kriegen, vielleicht um ein halbes Jahrhundert Kriegführung.“ (Bewegung.) Wie weit ich recht gehabt habe, darüber diskutiren wir nicht und das überlasse ich Ihrem Urtheil, aber ein ähnliches Verhältniß der Spannung, des andauernden Hasses noch nach einer andern Richtung hin durch einen Krieg mit Rußland herbeizuführen, dazu gehört doch ganz nothwendig, daß wir von Rußland in ruckloser Weise angegriffen würden. Dann werden wir uns vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen. Und wenn wir einer großen Koalition unterliegen, würde ein Staat wie der deutsche niemals zu Grunde gehen, und wenn er zu Grunde geht, ist es doch immer besser mit Ehren unterzugehen, als mit Schande zu leben. (Lebhafter Beifall rechts.)

Das sind aber Sachen, von denen man renommitischer Weise reden kann, wenn man die vorsichtige Politik einer Regierung angreift, die nach Kräften zu verhindern jedoch Aufgabe einer vaterlandsliebenden und ehrlichen Diplomatie ist, und wegen Bulgarien, wegen Helaba (Geierkeit) werden wir uns nicht mit Rußland bromuliren. Wir werden auf einen Krieg mit dem Nachbarlande nicht eingehen, weil wir gar kein Interesse daran haben. Rußland wünscht kein deutsches Land zu erobern, wir wünschen kein russisches zu erobern; es könnten nur polnische Provinzen sein, die wir haben könnten, und von denen haben wir mehr als genug. (Geierkeit.) Es liegt also nicht der mindeste Grund zum Kriege vor. Ich kann mir demnach das Schüren zum Kriege nicht anders erklären, als daß man glaubt, in der innern Politik etwas ändern zu können, wenn wir in Feindschaft mit Rußland leben. Das ist aber doch eine theoretische Rechnung. Ihren eigenen Landsleuten gegenüber ist eine Regierung sehr viel stärker, wenn sie sich in einem schwierigen und gefährlichen Kriege befindet, dann herrscht das Nothrecht, dann ist vieles erlaubt, was im Frieden nicht möglich ist. Also diese Rechnung bewährt sich nicht. Ich kann mir ferner denken, daß Leute, die eine Aenderung der Zustände in Rußland wünschen, daß zum Beispiel den polnischen Bestrebungen (oh!) mit einem Kriege gegen Rußland gebiet wäre. Aber sie könnten doch nur dann ein günstiges Resultat davon erhoffen, wenn der Gegner Rußlands stärker ist. Wenn Rußland Sieger im Kriege wäre wegen der Schwäche seines Gegners, weil uns die Mittel fehlen, die wir heute von Ihnen verlangen, dann glaube ich, wird es den Polen in den preussischen und österreichischen Provinzen noch viel schlechter gehen als heutzutage (sehr wahr! rechts), wenn also Galizien oder das Weichsel-Gouvernement zu Rußland geschlagen würde. Das wäre ungefähr der Kaufpreis, den die Polen im Kriege davon tragen könnten, wenn Sie auf die Schwächung Deutschlands hinarbeiten.

Die „Germania“ spricht ferner am 29. Oktober von den Gedanken, als ob die Lage Europas derart wäre, daß man den Frieden fort und fort durch Tringelder an Rußland aufrecht erhalten müßte. Wenn also ein Blatt wie die „Germania“ so bemüht ist, Feindschaft zwischen Rußland und dem jetzigen Deutschen Kaiserthum zu säen, so drängt sich doch unwillkürlich die Frage auf, würde die „Germania“ ebenso eifrig dabei sein, wenn Rußland ein katholisches Land wäre und ein katholisches Herrscher hätte? Und wenn das der Fall wäre, gibt es ja so manche leidenschaftliche Politiker unter den Protestanten, die vielleicht sagen: Schade um jeden Schlag, der vorbei geht. Die „Germania“ spricht ferner davon, ob es nicht besser wäre, wenn die Drohung mit Krieg so weit führe, um ganz Europa dem Willen Rußlands dienbar zu machen, den ganzen rathlosen

44) Octavia. Erzählung von G. Reuter. (Fortsetzung.)

Kleopatra war Riviotti's ausgesprochener Liebling. Ihre Naturen berührten sich sympathisch. Es war Harmonie des Denkens und Empfindens zwischen dem alternden Lebemann und der kleinen irrlichternden Person. Sie waren Glieder eines Stammes: Riviotti fühlte sich dem Kinde verwandter, als seinem Weibe, welches ihm immer unverständlicher zu werden begann.

Octavia hatte vor einer Stunde etwa ihren Gatten Kleopatra's Obhut empfohlen und war ausgegangen. Riviotti äußerte seine Bewunderung über ihr langes Fortbleiben.

„Sie wird wohl mit dem Herrn Grafen spazieren gefahren sein“, meinte Kleopatra. „Wenn Sie einmal gestorben sind, Herr Riviotti, heirathet Sie ihn gewiß!“

Riviotti verzog die Lippen. Dieser kindliche Scherz war nicht ganz nach seinem Geschmack.

„Alle Menschen halten sie schon für ein Paar“, plapperte Kleopatra weiter. „Der Gondelier unten und der Obfahrläufer Enrico sagten, sie wunderten sich, daß eine so schöne Frau einen so häßlichen Liebhaber nehme. Das finde ich auch. Aber er ist ja ein Graf und hat gewiß viel Geld.“

Das Mädchen schwatzte und schwatzte. Riviotti unterbrach sie nicht. Auf seiner Stirn schwellte eine Bornesader unheilbar an. In diesem Augenblick trat Octavia in's Zimmer. Kleopatra hielt erschrocken in ihren Mittheilungen inne. Riviotti fragte seine Frau heftig, wo sie gewesen sei.

„In der Kirche“, antwortete Sie ruhig.

„Das glaube ein Narr“, lachte er laut und höhnisch. „Meines Wissens ist die protestantische Kirche nur am Sonntag geöffnet.“

„Ich sagte Dir doch schon, daß ich zuweilen das katholische Gotteshaus besuche, wenn es am Nachmittag still und verlassen ist“, sagte Sie sanft, wie man zu einem kranken Kinde spricht. Diese Unbefangenheit reizte Riviotti nur noch mehr.

„Still und verlassen! Das paßt dann freilich für Cure Zwecke“, sagte er brutal. „Das Volk auf der Gasse redet schon davon, daß Du die Krankheit Deines Mannes dazu benutzt, anderweitige Verbindungen.“

„Alphons!“ unterbrach ihn Octavia bebend. Mit einer energischen Handbewegung schob sie Kleopatra aus der Thür und schloß dieselbe. Dann trat sie hochaufgerichtet, mit zornblitzenden Augen vor ihren Gatten. Eine solche Hoheit lag über ihr, daß er verwirrt die Lider senkte.

„Wie darfst Du es wagen, mich in dieser Weise anzuliegen!“ Riviotti sah schon auf sein Weib, Frauentugend war ihm etwas Unverständliches. Er vermochte nicht an sie zu glauben.

„Kinder und Narren reden die Wahrheit“, murkte er finster. „Ich weiß eine Zeit, wo eine gewisse Madame Riviotti nichts Böses dabei fand, sich huldigen zu lassen.“

„Sie ist vorüber“, sagte Sie kurz.

„Und mein Hierliegen ist das beste Mittel, sie wiederzubringen.“ — „Ich werde mich wenigstens davor schützen, vorzeitig unter die Erde geschafft zu werden“, begann er nach einer Weile, die Worte zischend zwischen den Lippen hervorstoßend. „Dafür gibt es Testamente, welche der trauernden Witwe das Vermögen für den Fall einer Wiederverheirathung zu entziehen wissen! Müß ich denn endlich dran glauben, er cynisch, so soll wenigstens kein anderer an meine Stelle treten. Darauf kenne ich meine Octavia, ihre Thaler sind ihr doch noch lieber, als ein gräßlicher und gelehrter Gemahl.“

Ein heißeres Stöhnen benetzte seine Worte, bewußtlos sank er zusammen. Die Aufregung hatte einen neuen Anfall herbeigeführt.

Mit zitternden Händen badete Frau Riviotti die Stirn dessen, der ihr die größte Belädigung zugefügt, die einer Frau werden kann, mit kaltem Wasser. Sie versuchte seinen Kopf in eine bequemere Lage zu bringen. Dabei bewegten sich ihre Lippen in flehendem Gebet um Kraft zum Ausbarren. — Endlich rannen große Thränen über ihre Wangen. Ihre Seele aber wurde still.

Diesem Austritt folgten wieder Wochen schwerer Pflege, bis Riviotti's Gesundheit auf ihren vorigen erträglichen Zustand zurückkehrte. Sie wurden Sie traurig erschwert durch ein gewisses Widerstreben des Kranken, sich ihrer Hand anzuvertrauen, das einem unbehaglichen Gefühl seines Unrechts entstammen mochte. Nachdem Riviotti das Bewußtsein wiedererlangt hatte, wurde des Vergangenen mit seinem Worte gedacht. Daß er inbeffen nichts vergessen hatte, bewies sein Wunsch nach einem Notar und eine lange Unterredung mit diesem.

Octavia trug die Demüthigung schweigend. Sie fügte sich auch darin, daß Riviotti gegen ihren ausgesprochenen Willen Kleopatra wieder holen ließ. Dieser, welche die Scene zwischen den Eheleuten im Nebenzimmer angehört, war es jedoch ungemüthlich unter Octavia's verachtendem Blick. Sie ließ sich selten mehr in dem Palazzo blicken.

Eine andere Folge war, daß durch diesen Zwischenfall Sie's Unbefangenheit im Verkehr mit dem Grafen geschwunden war. Sie blieb ihm gegenüber befangen, zog sich zurück und konnte den früheren heiteren Ton nicht wiederfinden.

Schlippendorf fühlte das bald. Es übte seine Rückwirkung auch auf ihn. Oft folgte er der Frau lange nachdenklich mit dem Blick. Er war so sehr Forscher, daß er auch hier mit einer Art von wissenschaftlichem Interesse darüber grübelte, aus welchen innerlichen Ereignissen sich das plötzlich veränderte Wesen herleiten mochte. Diese objektive Betrachtung verband sich eigenthümlich mit der persönlichen Sorge, daß die Entdeckung eine Entscheidung in sich bergen könne, die er in jedem Falle fürchtete.

Schlippendorf täuschte sich nicht. Eines Nachmittags — Riviotti konnte die besänftigende Gegenwart einer Pflegerin wieder entbehren — forderte er Sie auf, ihn auf einem Gange durch die Gemäldegalerie des Dogenpalastes zu begleiten.

Diese gab Entschuldigungen an und lehnte, als er in sie drang, entschieden ab. Schlippendorf war betroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Widerstand gegen den Panflavismus aufzugeben. Ich frage Sie, sind dies Kriegshetzerien oder nicht? Darf man daraus schließen, daß die Männer, welche hinter diesen Blättern stehen, den Wunsch gehabt haben, uns mit Rußland in Krieg zu verwickeln? Dann wäre es eigentümlich, daß dieselben Parteien, die so bereitwillig sind, uns in den Krieg zu verwickeln, uns hier die Mittel versagen, um den Krieg zu führen, oder sie doch nur auf kurze Zeit bewilligen, woran sich doch immer die Neigung knüpft, die Krisis, welche jedesmal mit diesen Verhandlungen verbunden ist, nicht zu lange aufzuschieben. Sieben Jahre der Ruhe, des innern Friedens, das kann keine eifrige Parteipolitik vertragen. Gemüths-bewegungen und Kämpfe, bei denen der Rechtsboden der deutschen Verfassung erschüttert wird, brauchen Sie öfter. Aber wir wünschen Ruhe und Frieden, auch Frieden nach außen. Wir wünschen nicht, daß alle drei, sondern nur alle sieben Jahre die Frage erörtert wird, ob die deutsche Armee, das heißt das Deutsche Reich und die Verfassung — denn ohne Armee sind beide, wie Herr Windthorst selbst anerkennt, nicht denkbar — fortbestehen, und mit welchem Grade von Sicherheit. Demjenigen, der diese Gemüthsbewegung braucht, wollen wir nicht zustimmen. Wir wollen ihn in seiner Kampfbegierde allein lassen und ihm sagen: Wenn Sie Händel brauchen, so suchen Sie dieselben wo anders, bei uns sind sie nicht zu finden.

Von einer Seite — ich weiß nicht welcher, ich habe nur Notizen — ist man auch wieder auf die hannoversche Frage zurückgekommen und hat dieselbe in ähnlicher Weise dargestellt, wie es gestern von Herrn Windthorst geschah. Ich möchte aber darauf aufmerksam machen, daß, wenn Herr Windthorst den Bund zwischen dem ehemaligen Könige von Hannover und dem französischen Kaiserthum auf gleiche Linie mit dem italienisch-preussischen Bündniß im Jahre 1866 stellte, das doch kein zutreffender Vergleich ist. Die Herstellung des Königreichs Hannover im Gefolge eines französischen Kaisers war doch nur denkbar, wenn gleichzeitig dabei die Rheingrenze verloren ging, oder was Napoleon uns sonst abnehmen wollte. Das Bündniß Preussens mit Italien hätte nach keiner Seite derartige Folgen haben können. Dabei wäre kein Rheinuser in Frage gekommen und kein deutsches Land, sondern höchstens italienisches Land, und ob das für Oesterreich begehrenswert ist, ist ja für Oesterreich selbst zweifelhaft. Von deutschem Lande war aber bei dem Kriege keine Rede. Dagegen handelte es sich beim Bündniß Hannovers mit Frankreich, soweit mir die Verhandlungen bekannt sind, um ein Stück des linken Rheinufers als Preis für den Frieden, und sicher hätte Napoleon in einem siegreichen Kriege, wo er uns den Frieden diktiren konnte, uns das ganze Rheinuser genommen. Wenn Herr Windthorst oder wer sonst gesprochen hat, mir nicht nachweisen kann, daß in dem preussisch-italienischen Bündniß eine ähnliche Klausel oder unabweisliche Bedingung zum Nachtheil Deutschlands gesteckt hat, dann wird er mir gegenüber zugeben müssen, daß kein Vergleich nicht zutrifft, und daß die Entrüstung oder die schmerzliche Bewegung, die sich bei ihm in Erinnerung an die Vergangenheit erkennen macht, ihn veranlaßt hat, das in unrichtigem Lichte zu sehen. Ich weiß nicht, ob die weitere Diskussion mir noch zu weiteren Äußerungen Veranlassung gibt. (Beifall rechts.)

Dem Abgeordneten Dr. Windthorst, welcher die vom Reichskanzler gegebenen Verfassungsauslegungen bekämpfte, erwiderte Fürst Bismarck:

Der Abgeordnete Windthorst befürchtet, daß die Regierung eigenmächtig vorgehen will. Darüber kann ich ihn beruhigen. Wir hoffen immer noch, daß die Majorität des Reichstages unsere Forderung bewilligen wird, geschieht das nicht, so habe ich mir eine Zusammenstellung der bezüglichen Bestimmungen der Verfassung gemacht, die ich hier vortragen will. Nach § 62 der Verfassung wird bei der Feststellung der Ausgaben die auf Grundlage dieser Verfassung festgelegte und feststehende Organisation des Reichsheeres zu Grunde gelegt. Was ist denn nun die gesetzlich feststehende Organisation? Das ergibt sich aus Artikel 59 und 62. Nach Artikel 59 wird die Präsenzzeit bei der Fahne für einen jeden wehrfähigen Deutschen auf 3 Jahre bemessen und der Artikel 62 gibt das Moderamen, daß der Kaiser den Präsenzstand bestimmt. Das ist so einfach, so klar wie möglich. So lange das Septennat besteht, also bis 1888, wird es den verbündeten Regierungen nicht einfallen, die durch das Septennat gezogenen Grenzen zu ignoriren. Sollten wir aber dauernd vom Reichstage die Mittel nicht erhalten können, wo sie so notwendig erscheinen, dann glaube ich, wird dem Kaiser als König von Preußen immer die Möglichkeit offen bleiben, sich vertrauensvoll an seinen preussischen Landtag zu wenden, um zu sehen, ob er von dem die Mittel erhalten kann. (Beifall rechts.) Der Abgeordnete hat angedeutet, daß die Regierung, wenn sie die dreijährige Frist ablehne, doch noch Hintergedanken haben müsse. Ich weiß das vollständig zurück, im Gegenteil, wenn Sie das Septennat ablehnen, so müssen Sie durchaus Hintergedanken haben, und wenn ich die eben so erläutere, wie der Herr Vorredner unsere

angeblichen Hintergedanken geäußert hat, so bezeichne ich sie als die Intention, an den in der Verfassung zwischen der parlamentarischen und der Regierungsgewalt gezogenen Grenzen rütteln, diese Grenzen verschoben zu wollen in der öffentlichen Meinung und in der Praxis. Ich wiederhole: darauf werden wir uns nicht einlassen, wir werden die Rechte, die uns durch die Verfassung gegeben sind und die wir bisher festgehalten haben, gewissenhaft beobachten. Wir wollen bloß den bisherigen Zustand erhalten, Sie wollen ein neues Kompromiß haben, wir wollen an dem alten festhalten. Wir scheuen die Krisen, die Möglichkeit von Konflikten, Sie verhalten sich einigermassen zu uns, wie Franzosen zu Deutschland, möchte ich sagen. (Heiterkeit.) Sie sind es, die erobern wollen, welche die uns gebührenden Rechte uns wieder abnehmen wollen.

Der Herr Vorredner hat sich in der hannoverschen Frage auf das klappige Geschichtswort berufen; ich habe das bisher noch von keiner Seite als ein unparteiisches bezeichnen hören. (Sehr wahr! rechts.) Die Dokumente, deren Publikation ich längst beabsichtigt, aber, um unangenehme Empfindungen nicht wieder aufzuwärmen, bisher unterlassen habe, werde ich, wenn Seine Majestät der Kaiser es genehmigt, demnächst der Öffentlichkeit übergeben. Der Herr Vorredner hat damit begonnen, daß er meine Data wegen der Sparfassen theils angezweifelt, theils in Widerspruch zu bringen gesucht hat mit finanziellen und wirtschaftlichen Beschwerden, die uns von den einzelnen Landtagen und von anderer Seite eingebracht werden. Ja, meine Herren, diese Sparfassen-einlagen sind ja, wie ich schon gestern gesagt habe, noch kein Beweis dafür, daß die ganze Nation an Wohlstand zugenommen hat, aber doch dafür, daß derjenige Theil der Nation, der in die Sparfassen Einlagen zu machen pflegt, in seiner Wohlhabenheit gestiegen ist. (Lebhafter Widerspruch links.) Wir haben ja Arme und Reiche bei uns. Arm ist in Preußen vor allen Dingen der Fiskus (Heiterkeit), weil die Hauptsteuerobjekte aus das Reich übergegangen sind und die Benutzung derselben einer Abstraktionspolitik gegenübersteht, die wir bisher nicht haben überwinden können. Deshalb können namentlich die landwirtschaftlichen Interessen nicht genügend berücksichtigt werden, obgleich sie die Interessen der Majorität der Bevölkerung sind. Wenn Sie die Sparfassen-einlagen in den einzelnen Provinzen betrachten, so werden Sie finden, daß am tiefsten unter dem Durchschnitt die rein ackerbauenden Provinzen und am höchsten die industriellen und gewerbetreibenden Provinzen stehen. Auch unter dem heutigen Regime sind ja die Güter der Welt nicht gleich vertheilt, aber vor allen Dingen geht doch aus dem Angeführten hervor, daß hauptsächlich die von den arbeitenden Klassen herrührenden Sparfassen-einlagen sich seit dem Beginne der Schutzpolitik in ununterbrochenem Fortschreiten befinden.

Der Vorredner hat ferner jeden Zusammenhang von Reichstagsmitgliedern mit den Zeitungen, die ich hier zitiert habe, ganz bestimmt zurückgewiesen. Er hat damit vielleicht einzelne hervorragende Parlamentarier gemeint, z. B. die ihm nahestehenden, wie seinen Geschäftsfreund, den Abgeordneten Richter. (Heiterkeit.) Der hat wohl gewiß keine Beziehungen zur Presse (Große Heiterkeit.) Wenn er aber damit auch gemeint hat, daß die „Germania“ ebenfalls mit keinen Abgeordneten irgendwelche Beziehungen habe, so weiß ich nicht, ob es der „Germania“ ganz lieb sein wird, wenn öffentlich bekannt wird, daß sie ganz auf eigenen Füßen steht. Herr Windthorst hat dem gegenüber auf mich und meinen Stil hingewiesen. Nun, die Zeitungen haben im Allgemeinen einen sehr viel bessern Stil als ich, so viel Mühe ich mir auch gebe; aber bedenken Sie doch, meine Herren, welche Geschäftslast auf mir ruht; für einen gewissenlosen Arbeiter im Dienst werden mich selbst meine Gegner nicht halten. Diese Gegner haben ja gar nichts weiter auf der Welt zu thun, als in der Presse und im Reichstag mich zu bekämpfen. (Heiterkeit.) Das ist ihre ganze Beschäftigung, und wenn sie das erledigt haben, dann sind sie fertig mit ihrer Arbeit. (Heiterkeit.) Ich besreite gar nicht, daß ich mitunter den Auftrag gebe, einen Artikel zu schreiben, ihn mir auch vorlesen lasse, um zu sehen, ob nicht Unhöflichkeiten gegen meine Gegner darin sind (anhaltende Heiterkeit), ich kann aber doch unmöglich Alles lesen, was im Sinne der Regierung geschrieben ist, es kommt vielleicht alle 14 Tage einmal vor, daß ich ein bearbeitetes Erleichterungsbedürfnis fühle. Der Abgeordnete hat gemeint, die verbündeten Regierungen wären ja der Ansicht, daß man mit einem so komponirten Reichstage überhaupt nicht rechnen könne. Das ist allerdings unsere Meinung. Wir denken aber nicht daran, uns von dem Boden der Verfassung loszusagen; wir bleiben auf dem Boden der Verfassung stehen, wenn wir aufsteigen.

Meine Herren! Wir werden eben nach Material suchen, um den Wähler zu überzeugen, und zuletzt wird es uns doch gelingen. Recht ist doch Recht, Wahrheit muß schließlich doch Wahrheit bleiben, und darauf verlassen wir uns. (Lebhafter Beifall rechts.) Der Herr Vorredner hat ferner wieder einen Accent darauf gelegt, daß zwischen drei und sieben Jahren prinzipiell gar kein Unter-

schied wäre; prinzipiell ist der Unterschied allerdings nicht groß, aber vier Jahre zu gewinnen, ist doch immer ein erheblicher Gewinn. Hauptächlich jedoch wollen wir den Kompromiß unzerstört nicht schädigen, weil er in der That die einzige Möglichkeit darbietet, auf konstitutionellem Boden dauernd im Frieden zu leben. Es gibt keine Verfassung — und wenn die geschicktesten Leute sie machen —, es gibt außer der englischen Verfassung, die gar nicht geschrieben ist, keine Verfassung, die nicht Läden hätte, wo nicht dadurch Bedenken entständen, die immer nur durch Kompromisse überwunden werden. Wir haben 1874 das Kompromiß auf sieben Jahre geschlossen und sind bereit, wieder nach sieben Jahren in die Diskussion einzutreten, aber nicht öfter. Sie wollen sich von dem Kompromiß losgeben. Sie wollen nicht sieben Jahre, sondern drei Jahre! Wenn aber alle drei Jahre, warum nicht alle zwei Jahre, warum nicht überhaupt alle Jahre? Es gibt ja auch einige Parlamentarier, die so konfliktklüßern sind, daß sie in jedem Jahre über das fernere Bestehen der Armee entscheiden wollen. Ich habe außerdem noch einen andern, für mich ganz persönlichen Grund, weshalb ich für sieben Jahre bin. Drei Jahre hoffe ich noch zu leben, sieben Jahre aber nicht mehr (ob, oh!), und ich hoffe auf diese Weise, nochmaligen Verhandlungen über diesen Gegenstand überhoben zu sein. Ich glaube auch, daß der Abg. Windthorst die sieben Jahre nicht erleben wird; ich wünsche es ihm, daß er noch zehn Jahre lebe, aber er ist doch mit mir in gleichem Alter, und wenn wir beide weg sind, werden Sie sich vielleicht besser vertragen. (Heiterkeit.)

Verschiedenes.
Die Generalversammlung des Deutschen Bühnenervereins hat auf Antrag des Barons v. Verfall einstimmig beschlossen, daß eine Preisbewerbung in nachfolgender Form ausgeschrieben werde: Preisaus schreiben des Deutschen Bühnenervereins. Der Deutsche Bühnenerverein schreibt eine Preisbewerbung für ein modernes Lust- oder Schauspiel aus, das ohne die Erfordernisse eines großen Apparates an allen Bühnen gegeben werden kann. Getrümmt wird ein Stück, welches die Prüfungskommission als das beste anerkennt. Der Preis besteht darin, daß sämtliche dem Bühnenerverein angehörenden Bühnen die Verpflichtung übernehmen, das gekürzte Stück innerhalb eines bestimmten Zeitraumes aufzuführen und für jede Aufführung die bei jeder Bühne üblichen Lantien und Honorare zu bezahlen. Wo Hindernisse, deren Begründung vom Directorialaus schuß anerkannt wird, der Aufführung entgegen stehen, haben die betreffenden Bühnen den Autoren als Entschädigung ein Honorar, das dem dort üblichen Anterogewinne aus einer Vorstellung entspricht, zu zahlen. Die Prüfungskommission wird aus Mitgliedern des Deutschen Bühnenervereins durch den Directorialaus schuß bestimmt. Sobald von Seite der Prüfungskommission eine endgiltige Entscheidung getroffen worden ist, übernimmt der Deutsche Bühnenerverein den Druck und die Bereinigung des preisgekrönten Stückes an die verschiedenen Vereinsthäten. Die näheren Bedingungen werden demnächst durch das Präsidium des Deutschen Bühnenervereins bekannt gegeben werden.

(Die Frage, was den Schnee weicht erkennen läßt), wird in der „Postischen Zeitung“ wie folgt beantwortet: Lassen wir den Schnee schmelzen, so haben wir statt seiner nur kaltes durchsichtiges Wasser und das Weiß ist verloren. Wohl! Das Weiß im Schnee ist dasselbe, was das Weiß im Schaum, im Zucker, in der Kreide, in der Milch — es ist überhaupt kein Farbstoff, sondern nur eine Wirkung. Der Schnee besteht ja — wovon wir uns bei jedem Schneefalle so schön überlegen können — aus einer Unzahl kleinster und zertheilter Krystallgebilde, welche, mit ihren Spitzen und Ecken ineinander greifend, sich zu Klodden vereinigen. Diese Klodden sind feberleicht und selbst die größeren geben geschmolzen nur wenige Tröpfchen Wasser. Alles übrige war Luft. Und diese Luft bleibt größtentheils in dem Schnee, wenn er längst keine Flodden mehr bildet, sondern fest zusammengeballt oder meterech aufgeschüttet daliegt. Das innere Gefüge ist, wenn auch dichter, doch im wesentlichen dasselbe, wie in der Flode. Der auf die Schneefläche fallende Lichtstrahl kann daher keinen Millimeter eindringen, ohne von zahllosen Flächen kleinster Krystalle, die außen von Luft umgeben sind, tausendfältig und nach allen Richtungen hin zurückgeworfen zu werden. Keine Lichtart fehlt in dem zurückgeworfenen Lichte. Daher muß dieses zurückkehrende ganz ebenso gefärbt erscheinen, wie das einfallende Sonnen- oder Tageslicht, das heißt weiß.

Neu-York, 10. Jan. (Der hervorragende Schiffbauer von Amerika, John Roach), ist heute morgen, 73 Jahre alt, an Zungenkrebs gestorben. Auf seiner Schiffsverfertigung in Charter, Pennsylvanien, sind beinahe 100 eiserne Schiffe von 200 bis 10,000 Tons erbaut worden, auch wurde Roach sehr begünstigt von der amerikanischen Regierung, für welche er verschiedene Kreuzer und Kriegsschiffe gebaut hat.

Handel und Verkehr.

Handelsberichte.
Paris, 13. Jan. Wochenausweis der Bank von Frankreich gegen den Status vom 6. Januar. — Aktiva. Barbestand in Gold — 6,800,000 Fr., Barbestand in Silber — 3,972,000 Fr., Portefeuille mit 29,565,000 Fr., Vorkäufe auf Barren — 20,444,000 Fr. Passiva. Banknotenuml. + 18,076,000 Fr., laufende Rechnungen der Privaten — 28,272,000 Fr., Guthaben des Staatschazes — 10,222,000 Fr., Zins- und Diskont-erträge 491,000 Fr., Verhältnis des Notenumlaufs zum Barvertrah 81,88.

Frankfurter Kurse vom 13. Januar 1887.

11. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	110.40	4. Mein. Br. Pfdb. Thlr. 100	122.90
12. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	5. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
13. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	6. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
14. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	7. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
15. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	8. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
16. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	9. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
17. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	10. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
18. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	11. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
19. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	12. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
20. Em. Rinz-B. Sbr. fl.	109.80	13. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90

Frankfurter Kurse vom 13. Januar 1887.

1. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
2. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
3. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
4. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
5. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
6. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
7. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
8. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
9. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
10. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
11. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
12. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
13. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
14. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
15. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
16. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
17. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
18. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
19. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90
20. Rhein. Pfdb. Thlr. 100	122.90